

Letzter Sprung in den Abgrund?

Kriegsausbruch 1914 und Krisenlage 1980 — vieles ist analog

In den Geschichtsbüchern aller europäischen Nationen stand zu lesen, was sie alle gleichermaßen entlastete.

„Wir sind alle in den Krieg hineingeschlittert“, so entschuldigte Englands Weltkrieg-I-Premier Lloyd George kollektiv das segensreiche Wirken der europäischen Staatenlenker, das im August 1914 zum „großen Kladderdatsch“ (so Lloyd Georges Kollege Bethmann Hollweg) führte. Gleichsam wider Willen, so durfte man glauben, fing Europa danach zu schießen an.

Seit der zweiten Aprilwoche nun sind Lloyd George und der 66 Jahre zurückliegende Ausbruch des Ersten Weltkrieges wieder aktuell. Am 10. April nämlich teilte der gelehrte Historiker Henry Kissinger in Washington amerikanischen Chefredakteuren mit, was sie noch nicht gesehen hatten: „Wir schlittern auf eine außer Kontrolle geratene Welt zu.“ Und am 11. April überkam auch den gelehrten Volkswirt Helmut Schmidt ungewohnt Historisches: „Leider kann ich die Analogie zu 1914 nicht völlig falsch finden.“

Der landesweit gelesene US-Kolumnist Carl T. Rowan formulierte zur selben Zeit seine Angst, die Entscheidungsträger könnten ein Abgleiten vom „rutschigen Abhang“ nicht mehr aufhalten, und er warnte: „Mr. Carter mag dieses Land nicht an den ‚rutschigen Abhang‘ am Persischen Golf gebracht haben, aber er ist ihm nahe. Er wird in den kommenden Wochen angestachelt... werden, bis er in neuer Verbitterung und politischer Hoffnungslosigkeit den letzten Sprung in den Abgrund wagt.“

Eine solche Entwicklung hatte — Wochen vor der Afghanistan-Invasion — der US-Professor Miles Kahler von der Princeton-Universität bereits für denkbar gehalten. In einem Aufsatz in der Zeitschrift „Foreign Affairs“ klopfte er zum erstenmal das „warnende Beispiel 1914“ auf Analogie zu 1980 ab.

Vieles an der Spannung des Jahres 1914 und der von 1980 scheint unvergleichbar, vor allem: Zu Beginn des Jahrhunderts war gleichsam ins europäische Bewußtsein gedrungen, daß der große Krieg irgendwann doch kommen werde, daß er unvermeidlich und nach Darwinschem Auslese-Sinn vielleicht sogar wünschbar sei. Zumindest wurde er als rationale Lösungsmöglichkeit von Konflikten nicht ausgeschlossen.

Ganz anders dagegen der Krieg im Zeitalter der nuklearen Abschreckung, die absurderweise zugleich die Zeit der Entspannung und Kooperation war: Krieg galt als beinahe undenkbar, weil

so zerstörerisch wie niemals zuvor, Rüstung bekam entgegen den Warnungen engagierter Abrüster den geradezu per-versen Sinn, kriegsverhindernd zu sein.

Und weiter: In der akuten Krise des Sommers 1914 haben alle Beteiligten — bis vielleicht auf England, nur insoweit hatte Lloyd George mit seinem „Schlittern“ recht — den Krieg zumindest mit Dolus eventualis gewollt, das deutsche Kaiserreich vorneweg.

Denn Berlin hat sich damals keineswegs durch die Weidwunde, zu einem letzten Kraftakt entschlossene k.u.k.-Monarchie in den Konflikt zerran las-

nachgiebig wie möglich gegenüber Serbien aufzutreten, damit der Konflikt nur ja nicht vermieden werde.

Entgegen dem, was noch heute mitunter an deutschen Schulen und Universitäten gelehrt wird, urteilt Fritz Fischer, Deutschland habe den Weltkrieg-auslösenden österreichisch-serbischen Krieg „gewollt, gewünscht und gedeckt“ — so lange, bis die Illusion zerplatzte, daß Frankreich und Rußland nicht kriegsbereit seien und England neutral bleiben werde.

Da erst, als es zu spät war, am 30. Juli 1914, begann das gerühmte deut-



US-Flotte im Indischen Ozean 1980: „Rutschiger Abhang“

sen. Die deutsche Reichsleitung — der Kaiser, Kanzler Bethmann Hollweg, AA-Staatssekretär Jagow, Generalstabschef Moltke — wünschte vielmehr „von vornherein eine kriegerische Auseinandersetzung zwischen Österreich und Serbien“, wie Fritz Fischer („Griff nach der Weltmacht“) schon 1961 herausarbeitete.

In seltsamer Geistesverwirrung wollte Berlin diesen Konflikt nicht nur, um das wankende Wiener Selbstbewußtsein zu stärken, sondern auch um die anti-deutsche Entente politisch aus den Angeln zu heben, da angeblich weder Rußland noch Frankreich kriegsbereit waren.

Deshalb der Kinderglaube, der Konflikt sei „lokalisierbar“, deshalb auch fortgesetzter deutscher Druck auf die furchtsame Wiener Diplomatie, so un-

sche „Bremsen“ gegenüber dem zuvor nur angestachelten Österreich, das sich nun nicht mehr bremsen lassen wollte.

Heute dagegen ist eine vergleichbare leichtfertige Bereitschaft zum Krieg weder in West noch in Ost vorhanden, heute spielt auch „bei den... Weltmächten und bei uns nicht das Militärische, das Militär, eine ausschlaggebende Rolle“, so Kanzler Schmidt in seiner 1914-Rede.

Und doch sind einige der Analogien des amerikanischen Forschers Kahler verblüffend, etwa:

▷ Die Emporkömmlings-Mentalität — damals des Kaiserreiches gegenüber den alten Kolonialmächten, heute der Sowjet-Union gegenüber dem Westen — weckt leicht das spannungstreibende Bedürfnis, politisch ja nicht zu kurz zu kommen.



Truppen-Auszug aus Berlin 1914: „Den Krieg gewollt und gewünscht“

- ▷ Die Arrivierten-Mentalität — damals vor allem Englands, heute der USA — läßt nur wenig Bereitschaft zu, dem Emporkömmling einen vernünftigen Ausgleich zu gestatten.
- ▷ Die Einkreisungsangst — damals Deutschlands gegenüber der Entente, heute Moskaus gegenüber China und dem Westen — führt leicht zu übertriebener Sensibilität gegenüber wirklicher oder angeblicher Bedrohung der eigenen Sicherheit.
- ▷ Die Neigung, Außenpolitik als Mittel der Innenpolitik einzusetzen — damals die zerfallende Habsburger-Monarchie durch einen Kraftakt zu retten, heute vielleicht Arbeitsplatz- oder Energienot durch militärischen Zugriff zu beheben — kann die Risiken abenteuerlicher Kriegshandlungen gering erscheinen lassen.
- ▷ Wachsende militärische Stärke verbunden mit wachsenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten — damals Kaiser-Deutschlands, heute der Sowjet-Union — schafft „eine hochentzündliche Mischung“. Kahlers Resümee: „Die Analogie zu 1914 zeigt, daß schwerbewaffnete Staaten mit inneren Schwierigkeiten Risiken in Kauf nehmen und gefährliche Handlungen begehen.“

Der ungehemmte und offen erklärte Kampf der Großmächte um den Primat in der Weltpolitik ist besonders brisant, wenn er wie 1914 und 1980 mit ungelösten lokalen Konflikten einher-

geht: damals mit dem Aufbegehren des slawischen Nationalismus gegen den habsburgischen Vielvölkerstaat, heute mit dem Protest des arabisch-islamischen Nationalismus gegen die Existenz Israels und die technische Zivilisation des Westens.

So gesehen erscheinen die gegenwärtigen Gefahren sogar noch größer: Ein erfolgreiches Attentat gegen einen einzigen Menschen, den ägyptischen Staatschef Sadat, könnte den von ihm entschärften klassischen Nahostkonflikt sogleich wieder aufflammen lassen, ein erneuter Ölboykott den dann tödlich bedrohten Westen zu angeblich unabwendbaren Handlungen treiben — eine Vision, die die Zukunft der Welt weit apokalyptischer erscheinen läßt als alle denkbaren Konflikte im alten Europa vor dem Ersten Weltkrieg.

Die führenden Politiker von 1914 waren auch nach den Maßstäben ihrer Zeit gewiß keine Glanzlichter, vor allem nicht Deutschlands tapsiger Bethmann Hollweg. Aber 66 Jahre später besticht die Führungsgarnitur der Weltmächte gleichfalls nicht durch Qualität, im Gegenteil: So viel formale Fehler wie der Regierung Carter sind in der Außenpolitik noch kaum einer US-Administration unterlaufen. Und seit der kubanischen Raketenkrise von 1962 begingen keine Sowjet-Führer einen so schweren Irrtum hinsichtlich der Reaktion der Gegenseite wie die Breschnew-Leute mit ihrem Afghanistan-Unternehmen.

schafter Tschernomirski warnte vorige Woche die Europäer offen vor Konsequenzen, wenn sie ihre Bündnisvormacht weiterhin unterstützten.

In Moskau und Washington, konstatierte der Bonner Regierungschef, spiele „das militärische Denken“ eine zu große Rolle. Vize-Kanzler Hans-Dietrich Genscher pflichtete bei: „Ja, so sehe ich es auch.“

Damit landauf, landab, diesseits und jenseits der Grenzen endlich bekannt werde, was der deutsche Kanzler denkt, wies er seinen Pressestaatssekretär Klaus Bölling an, die Ausschrift seiner Essener Wahlkampfreden, in der er seine historischen Parallelen zu 1914 begründet hatte, allen Regierungsmitgliedern, allen Bundestagsabgeordneten und den Pressereferenten aller deutschen Auslandsvertretungen zu schicken.

War hier ein Panikmacher am Werk, der Bürgerängste schürt, um später dann als Retter und Friedensmanager um so heller glänzen zu können? Hatte Unionskandidat Franz Josef Strauß recht, als er in der vorigen Woche im rheinischen Euskirchen Schmidt anklagte: „Jetzt ist der Frieden 3800 Tage jeden Tag sicherer geworden, und nun erzählt uns der Bundeskanzler, daß wir am Vorabend eines Weltkrieges stehen. Da muß man doch schizopren sein?“

So ist die Welt wirklich im „Jahr 80“:

- ▷ Im Indischen Ozean sind kampfstärke Flotten beider Supermächte aufmarschiert. 26 amerikanische, 28 sowjetische Einheiten, Atomwaffen sowie 1800 amerikanische und mindestens 400 sowjetische Marineinfanteristen an Bord.
- ▷ Moskau erklärte die militärische US-Präsenz am Golf als „direkte Bedrohung der südlichen Teile der UdSSR“, unvermeidbare Folge jener dubiosen Carter-Doktrin, die den Golf zur Interessensphäre der USA erklärt hatte.
- ▷ Carters Sicherheitsberater Brzezinski lokalisierte einen sowjetischen Aufmarsch an der Grenze zum Iran, der an den Aufmarsch im Dezember gegen Afghanistan erinnere.
- ▷ Vor dem Natorat in Brüssel forderte US-Verteidigungsstaatssekretär Komer, die europäischen Alliierten der USA sollten ihre konventionellen Munitionsvorräte auf 30 Tage aufstocken und ihre Passagier-Flotten — namentlich genannt: Lufthansa, Air France, British Airways — eventuell zum Transport amerikanischer Truppen nach Europa bereithalten.

Verständlich die Furcht von Strauß, Kriegsgefahren und Schmidts Rolle im internationalen Krisen-Management könnten die Aufmerksamkeit der Bürger so beanspruchen, daß der Unions-